

Insel Verlag

Leseprobe

Der Duft des Regens

Roman

Aus dem kanadischen Englisch von Claudia Feldmann

© Insel Verlag

insel taschenbuch 4255

978-3-458-35955-5

In den weiten Wäldern Kanadas wachsen die Schwestern Maggie und Jenny glücklich und behütet auf. Sie lieben die Ausflüge zu den Seen, sammeln Pilze und Beeren, abends spielen sie mit den Eltern Karten. Doch die Welt der beiden Mädchen gerät vollkommen aus den Fugen, als der Vater bei einem Unfall ums Leben kommt. Und wenig später gibt die Mutter die Schwestern auch noch bei einer fremden Familie in der Stadt in Obhut – vorübergehend, sagt sie. Tage werden zu Wochen, Wochen zu Monaten, Monate zu Jahren. Die Mutter kehrt nicht zurück.

Auf sich gestellt, lernen Maggie und Jenny schnell, dass sie sich gegenseitig halten müssen, um den Boden unter den Füßen nicht zu verlieren. Sie entwickeln einen ungeahnten Überlebenswillen – stets begleitet von der Sehnsucht nach ihrer Mutter. Einige Jahre später macht sich Maggie schließlich auf, sie zu suchen. Sie kehrt zurück in die mächtigen Wälder, an die Orte ihrer Kindheit ...

Frances Greenslade erzählt eine berührende und starke Geschichte von Müttern und Töchtern, von der einzigartigen Liebe zweier Schwestern, von Verlust und Verletzlichkeit, aber auch von Sehnsucht, Hoffnung und ungebrochener Zuversicht.

»Tatsächlich kann einen das Buch an einen guten Country-Folk-Song erinnern. Es ist traurig, aber auch tröstlich; gefühlvoll, aber nicht kitschig.«
rbb-Kulturradio

»Ein anrührend und großartig erzählter Coming-of-Age-Roman.« Annabelle

Frances Greenslade, geboren 1961 in Ontario, Kanada, wuchs mit fünf Geschwistern auf der Niagara-Halbinsel auf. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Penticton, British Columbia, wo sie am Okanagan College Englisch lehrt. *Der Duft des Regens* ist ihr erster Roman.

www.francesgreenslade.com

insel taschenbuch 4255

Frances Greenslade

Der Duft des Regens



Frances Greenslade

Der Duft des Regens

Roman

Aus dem kanadischen Englisch
von Claudia Feldmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *Shelter*
bei Random House Canada.
Copyright © 2011 by Frances Greenslade
Umschlagfoto: Nicho Sodling/plainpicture

Für David,
der mir Geschichten erzählt hat.

Erste Auflage 2013
insel taschenbuch 4255
Insel Verlag Berlin 2013
© 2012 by mareverlag, Hamburg
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-35955-5

Nahrung

I

Jenny hat mich gebeten, das Ganze aufzuschreiben. Sie wollte, dass ich es für sie sortiere, auffädle, Perle um Perle, eine Geschichte daraus mache, wie einen Rosenkranz, den sie abzählen und immer wieder aufsagen kann. Aber ich habe es auch für sie geschrieben. Für Mom, oder Irene, wie die anderen sie nannten, denn den Teil von sich, der »Mom« war, hatte sie schon vor langer Zeit hinter sich gelassen. Selbst jetzt steigen immer noch Schuldgefühle in uns auf, wenn wir an sie denken. Wir haben nicht versucht, unsere Mutter zu finden. Sie war fort, wie eine Katze, die eines Abends durch die Hintertür verschwindet und nicht mehr wiederkommt, und du weißt nicht, ob ein Kojote sie sich geschnappt hat oder ein Raubvogel oder ob sie krank geworden ist und es nicht mehr nach Hause geschafft hat. Wir ließen die Zeit vergehen, wir warteten voll Vertrauen, denn sie war immer eine wunderbare Mutter gewesen. Sie ist die Mutter, sagten wir uns wieder und wieder, zumindest in der ersten Zeit. Ich weiß nicht mehr, wer damit angefangen hat.

Nein, das stimmt nicht. Ich war es. Jenny sagte: »Wir sollten sie suchen.« Und ich sagte: »Sie ist die Mutter.« Als ich das sagte, ahnte ich nicht, welche Macht diese paar Worte in unserem Leben bekommen würden. Sie hatten den bedeutungsvollen, unantastbaren Klang der Wahrheit, aber sie wurden zu einem Anker, der uns von unseren ureigensten Impulsen zurückzerrte.

Wir warteten darauf, dass sie kam und uns holte, aber sie tat es nicht.

Es gab keine Anzeichen dafür, dass dies passieren würde. Ich weiß, die Leute suchen immer nach Anzeichen, weil sie dann sagen können, *Wir gehören nicht zu den Leuten, denen so etwas passiert* – als würden wir dazugehören, als hätten wir es wissen müssen. Aber es gab keine Anzeichen. Nichts außer meiner ständigen Sorge, mit der ich wahrscheinlich schon auf die Welt gekommen bin, falls man als Sorgenmacherin geboren werden kann. Jenny glaubt, man kann.

Sorgen waren in jede Nische rund um mein Herz gestopft wie Zeitungspapier in die Ritzen einer Hüttenwand, und sie erdrückten die Leichtigkeit, die dort hätte sein sollen. Ich bin jetzt alt genug, um zu wissen, dass es Menschen gibt, die sich nicht ständig vom Schatten der Katastrophe bedroht fühlen, die überzeugt sind, dass ihr Leben immer eine wohlgeordnete, offene Ebene ohne Hindernisse sein wird, mit blauem Himmel und klar erkennbarem Weg. Meine Besorgnis führte dazu, dass ich mich zurückzog. Ich konnte nicht wie Jenny sein, die so offen war wie ein sonniger Tag, an dem es nichts anderes zu tun gab, als auf der Wiese zu liegen, den warmen Boden und den leichten Wind zu spüren und dem Summen der Insekten zu lauschen. Bald, demnächst, nie – diese Wörter existierten für sie nicht. Jenny war immer und ja.

Wie ich schon sagte, es gab keinerlei Anzeichen dafür, dass an den kleinen, vertrauten Orten, aus denen unsere Welt bestand, irgendetwas schiefgehen könnte. Das Zimmer, in dem Jenny und ich schliefen, war türkisblau gestrichen, und wenn die Morgensonne hereinschien, kam man sich vor wie im Innern eines Vogeleis. Ich sah zu, wie das Licht wanderte, und nach einer Weile bildeten sich auf der gemaserten Oberfläche der Holzwand win-

zige Hügel und Täler. Der Morgen in diesem Land kam langsam, durchzogen von dunstigem Licht, das sich nur allmählich in den hellen Schein des Tages verwandelte.

Unser Haus in Duchess Creek hatte einen ganz eigenen Geruch, der mich schon an der Haustür begrüßte, eine Mischung aus gekochten Rüben, Tomatensuppe und gebratenem Hackfleisch, die in den Vorhängen hing, in den dünnen Wänden und Decken oder im Zeitungspapier, das als Isolierung diente. Es war ein warmes Haus, sagte Mom, aber von Leuten gebaut, die nicht vorhatten zu bleiben. Die Küchenschränke hatten keine Türen, und das Bad war nur durch einen schweren, geblühten Vorhang vom Hauptraum abgetrennt. Die Elektrizität hielt 1967 Einzug in Duchess Creek, in dem Jahr, als ich sieben wurde und Jenny acht. Ein paar Monate später wurde ein schlaffes Kabel durch die Bäume auch zu unserem Haus verlegt. Doch wir hatten nur ab und zu Strom, und nur für die Lampen.

Wir hatten einen kleinen elektrischen Herd, den einer von Dads Freunden auf der Müllhalde in Williams Lake gefunden und uns mitgebracht hatte, aber er wurde nie angeschlossen. Mom störte das nicht, obwohl ihre Freundin Glenna sie alle paar Tage fragte, wann sie endlich den Herd in Betrieb nehmen würde. Glenna sagte: »Bist du denn nicht froh, dass wir endlich im zwanzigsten Jahrhundert angekommen sind?« Darauf meinte Mom, wenn sie im zwanzigsten Jahrhundert leben wollte, würde sie nach Vancouver ziehen. Glenna schüttelte lachend den Kopf und sagte: »Tja, du bist anscheinend nicht die Einzige, die so denkt. Es gibt Leute, die finden es toll, dass Williams Lake weit und breit die größte Stadt ist.«

Im Chilcotin, wo wir lebten, gab es Indianer, die Chilcotin und die Carrier, die schon lange vor den Weißen dort gewesen waren. Ihre Wege und Handelsrouten zogen sich immer noch

kreuz und quer durch das Land. Dann gab es die weißen Siedler, deren Geschichte aus Erkunden und Niederlassen und Straßenaufbauen bestand. Und dann gab es die Nachzügler wie unsere Familie, die Dillons.

Dad hatte 1949 Irland verlassen mit dem Ziel Amerika, war in Oregon gelandet und dann weiter nach Norden gekommen. Andere kamen, um nicht an Kriegen teilnehmen zu müssen, an die sie nicht glaubten, oder einer Lebensweise zu entgehen, die ihnen widerstrebt. Manche kamen aus Städten, ihren gesamten Besitz im Auto, und suchten einen Ort in der Wildnis, der ihnen Zuflucht bieten würde. Sie waren eine neue Art von Pionieren, die ihr Leben nach ihren eigenen Vorstellungen gestalten wollten. Dad hatte einen Freund namens Teepee Fred und einen anderen namens Panbread. Als ich ihn fragte, wie die beiden mit Nachnamen hießen, sagte er, er hätte sie nie danach gefragt.

Mom legte keinen großen Wert auf den Elektroherd, weil sie gelernt hatte, auf dem Holzofen zu kochen. Sie kochte aus Notwendigkeit, nicht weil es ihr Spaß machte, und hielt sich meist an Eintopfgerichte, bei denen sie nichts backen oder braten musste. Wir hatten auch keinen elektrischen Kühlschrank, sondern nur eine zerkratzte alte Eiskiste, in der eine einsame Milchflasche und ein Pfund Butter residierten.

Hinter dem Haus war eine Pumpe, aus der wir unser Wasser holten. Einer unserer Vorgänger hatte offenbar einmal vorgehabt, einen Wasseranschluss ins Haus zu legen. Im Bad gab es eine Dusche und ein Waschbecken und ein mit Lumpen zugestopftes Loch im Fußboden, wo man eine Toilette anschließen konnte, aber nichts davon funktionierte. Wir pumpten unser Wasser in einen Zwanzigliterereimer, den wir auf die Arbeitsfläche in der Küche stellten. Wir hatten ein Plumpsklo, aber nachts leg-

ten wir einen Klodeckel über einen Blecheimer, den Dad dann morgens leerte.

Direkt am Waldrand hinter dem Haus hatte Dad extra für Mom eine schwere alte Badewanne mit Füßen aufgestellt. Darunter hatte er ein Loch ausgehoben, in dem er ein kleines Feuer machte. Dann füllte er die Wanne mit einem Schlauch, den er an die Pumpe anschloss. Wenn das Wasser schön warm war, setzte Mom sich hinein, und zwar auf einen Einsatz aus Zedernholz, den er gezimmert hatte, damit sie sich nicht verbrannte. An manchen Abenden hörten wir sie da draußen singen. Ihre Stimme schwebte durch die Dunkelheit, getragen vom Dampf, der hinter dem von Dad gebastelten Sichtschutz aus Tannenzweigen aufstieg. Manchmal saß ich neben ihr auf einem Baumstumpf und ließ den Arm im warmen Wasser treiben. Fledermäuse schwirrten um uns herum, lautlose Schatten, nur eine Bewegung im Augenwinkel. Die Sterne wurden immer heller und so dicht wie eine Mückenwolke, während das Wasser abkühlte. Und ich dachte, falls sie einen Beweis brauchte, dass Dad sie liebte, dann war es die Badewanne.

Es muss eine Zeit gegeben haben, als ich singend aus dem Schlaf erwachte, fröhlich vor mich hin trällerte, während ein Käfer über das Fliegengitter am Fenster krabbelte und einen winzigen Schatten an die Wand warf. Aber ich erinnere mich nicht daran. Ich kann mich an keine Zeit erinnern, in der ich in die Welt hinausblickte, ohne dass eine ungute Vorahnung an den Rändern dieser Aussicht knabberte. Um Mom habe ich mir allerdings nie Sorgen gemacht. Ich schätzte mich glücklich, eine Mutter zu haben, die mit uns zelten fuhr, keine Angst vor Bären hatte und es liebte, die Holzfällerstraßen und die »Siedlerpfade«, wie sie sie nannte, entlangzufahren, die vom Highway 20 abgingen und

in den Busch führten. Wir entdeckten Seen und halb verfallene Holzhöhlen und verborgene kleine Täler, und es kam uns so vor, als wären wir die ersten Menschen dort. Unser Maßstab für einen guten Lagerplatz bestand darin, wie weit er von anderen Menschen entfernt war. »Meilenweit niemand um uns herum«, sagte Mom dann zufrieden, wenn das Feuer brannte. Sie war die Konstante in unserem Leben, die Sicherheit und der Trost. Wenn ich mir Sorgen machte, dann um Dad.

Wenn man sich ihm näherte, musste man vorsichtig sein, wie bei einem verletzten Vogel. Zu viel Aufmerksamkeit, und er flog davon. Wenn er im Haus war, wurde er rastlos. Er reckte sich, schaute sich um, als wäre er ein Fremder, und dann spürte ich jedes Mal den Stich der Enttäuschung, wenn er seine Jacke vom Haken bei der Tür nahm.

Manchmal piff er dabei und tat ganz beiläufig, während er die Flanellärmel überstreifte. Dann ging er nach draußen, hackte wie zur Buße ein paar Minuten lang Holz und verschwand im Wald. Oft blieb er stundenlang weg. An schlimmeren Tagen ging er ins Schlafzimmer und machte die Tür zu.

Ich drückte das Ohr an die Wand meines Zimmers und lauschte. Wenn ich lange genug dort stehen blieb, hörte ich das Quietschen der Bettfedern, wenn er sich umdrehte. Ich weiß nicht, was er dadrinnen tat. Er hatte keine Bücher und kein Radio. Ich glaube, er tat überhaupt nichts.

Wenn er nach der Arbeit aus dem Wald zurückkam, hielt er gerne ein Schlöfchen in seinem grünen Sessel neben dem Ölfass, der uns als Ofen diente. Ich wünschte mir, er würde immer dort schlafen. Wenn er schlief, war er bei uns.

Aber manchmal zog er den Sessel zu nah an den Ofen. Eines Nachmittags versuchte ich ihn dazu zu bringen, ein Stück wegzurücken. »Keine Sorge, Maggie«, sagte er. »Ich schmelze schon

nicht.« Und dann schlief er mit offenem Mund ein. Ab und zu holte er tief Luft, fing an zu husten und wachte kurz auf.

Ich hatte keine Angst, dass er schmelzen könnte. Ich hatte Angst, dass der Sessel plötzlich in Flammen aufging, wie das Schuppendach der Lutzens, als Helmer das Feuer in der Mülltonne zu kräftig gefüttert hatte.

Meine Mutter stand an der Arbeitsfläche und schnitt Hirschfleisch für den Eintopf klein. Ich beobachtete Dad, wartete darauf, dass seine Lider schwer wurden, zuckten und wieder zufielen. Mom schälte eine Zwiebel und fing an, sie klein zu hacken. Jenny und ich saßen auf dem sonnengelben Linoleum und spielten mit unseren Barbies. Jennys Barbie wollte heiraten, und da wir keinen Ken hatten, musste meine Barbie der Mann sein. Ich stopfte ihr blondes Haar unter eine Bikinihose, die ich ihr über den Kopf zog. Mom drehte sich zu uns um. Ihr liefen die Tränen nur so übers Gesicht. Aus irgendeinem Grund fanden wir ihre Nummer mit den Zwiebeln und den Tränen sehr komisch. Wir hielten uns den Mund zu, um Dad nicht durch unser Lachen zu wecken. Mom weinte nie. Vielleicht fanden wir es deshalb so unglaublich, dass etwas so Gewöhnliches wie eine Zwiebel solche Macht über sie hatte.

Sie trat an den Ofen. Der süße Duft von in Öl gebratenen Zwiebeln stieg auf, dann gab Mom das klein geschnittene Hirschfleisch in den Topf, und ein stechender, wilder Blutgeruch, den ich nicht mochte, erfüllte das Haus. Aber es dauerte nur eine Minute, dann mischten sich das Fleisch und die Zwiebeln zu einem üppigen, köstlichen Duft, und Mom streute Pfeffer darüber und griff nach einem Glas Tomaten. Sie bekam den Deckel nicht auf und wandte den Kopf, um zu sehen, ob Dad wach war. Doch sie weckte ihn nicht. Sie wollte nicht den Zauber unseres Zusammenseins zerstören, indem sie ihn bat, ihr mit dem Glas

zu helfen. Stattdessen holte sie ein Schälmesser heraus, schob die Klinge unter den Deckel und hebelte ihn auf.

Würzige, rauchige Herbstluft kam durch das Küchenfenster herein, das immer einen Spalt offen stand, wenn der Ofen an war. Das gelbe Linoleum wärmte mir den Bauch, als ich mich auf dem Boden ausstreckte, und Mom stand unerschütterlich an der Arbeitsfläche, das rotbraune Haar wie ein glänzendes Fragezeichen auf dem Rücken ihres marineblauen Lieblingspullovers. Sie trug ihre karierte Caprihose, obwohl es dafür schon zu kalt war, und abgetragene Mokassins an den nackten Füßen. Ihre Waden waren muskulös und wohlgeformt. Irgendetwas an dem Messer und dem Glas ließ die Leichtigkeit, die mich gerade erfüllt hatte, plötzlich schwinden. Mom hatte unter der Spüle ein Stück Stoff mit einem Muster aus braunen Teekannen angebracht, um das Abflussrohr und den Mülleimer zu verbergen. Das Provisorische der Konstruktion wurde Teil meiner Sorge. Vielleicht bedeutete es ja, dass wir auch nicht lange bleiben würden.

Neben dem Ofen war der gelbe Boden mit schwarzen, verkohlten Flecken gesprenkelt. Jenny zog mich jedes Mal auf, wenn ich hinüberlief, um die Funken auszutreten, die bei geöffneter Tür herausflogen. Doch Dad ermahnte sie, das zu lassen. »Mag ist wie ich«, sagte er. »Sicherheit geht vor.«

Dad arbeitete mit Roddy Schwartz zusammen an einer Blockbandsäge in der Nähe von Roddys Hütte. Roddy hatte die Säge auf einem Hänger von Prince George hergefahren. Sie hatte einen Volkswagen-Motor, arbeitete mit zwei Sägeblättern und konnte fast jeden Baum zerteilen, den sie aus dem Wald holten. Meistens verbrachten sie ein paar Tage damit, Bäume zu fällen und zu entasten, dann schleppten sie sie zu der Stelle, wo die Säge aufgebaut war. Dad mochte das Schleppen nicht, weil sie sich keinen richtigen Holzschlepper leisten konnten. Stattdes-

sen nahmen sie einen alten Traktor, wickelten eine Kette um die Stämme und zogen sie damit aus dem Wald. Dad hatte Angst, dass die Stämme irgendwo hängen blieben und der Traktor dann ins Schleudern geriet.

Eines Abends, als sie draußen auf der Veranda saßen, hörte ich, wie er mit Mom über die Arbeit sprach.

»Ich traue Roddy nicht, wenn er am Abend vorher gesoffen hat«, sagte er. »Er passt dann nicht richtig auf. Beschwerst sich, ich würde rumnörgeln. Wie ein altes Weib, sagt er. Behauptet, er kennt die Säge in- und auswendig, könnte die Arbeit sogar mit geschlossenen Augen machen. Ich sage ihm immer wieder, es ist ganz egal, wie oft du es schon gemacht hast. Wenn du ein Mal nicht aufpasst, säbelt dir das Ding die Finger ab, und zwar so schnell, dass du gar nicht weißt, was los ist.«

»Oh, Patrick!« Mom erschauerte. »Sag so was nicht.«

»Ich weiß, aber er macht einfach, was er will, und hat oben-drein noch 'ne große Klappe. Dabei arbeiten wir da mit Zehnmeterstämmen.«

»Erinnere mich bloß nicht daran.«

»Um mich brauchst du dir keine Sorgen zu machen.« Dad hob die Stimme ein wenig, als er mich hinter der Fliegengittertür stehen sah. »Ich bin Mister Sicherheit«, sagte er und zwinkerte mir zu.

Das war Dads Spitzname. Nicht nur wir nannten ihn so, sondern auch seine Freunde, weil er seine Gewehre und seine Ausrüstung immer drei Mal überprüfte und jedes Mal gründlich die Bremsen testete, bevor er den Courage Hill nach Bella Coola hinunterfuhr. Dieser Straßenabschnitt hatte ein Gefälle von achtzehn Prozent und den Ruf, die Beine jedes Fahrers in Gummi zu verwandeln. Hier in der Gegend tranken sich die meisten Mut an, bevor sie es versuchten, aber Dad fand das unmöglich.

»Mister Sicherheit braucht seine Zeit«, zogen ihn seine Freunde auf und zündeten sich noch eine Zigarette an, während er den Luftdruck seiner Reifen prüfte.

Als er jetzt in seinem Sessel neben dem Ofen schlief, ging ich hinüber und legte meine Hand auf das grüne Kunstleder. Es war so heiß, dass man es fast nicht anfassen konnte. Ich wusste nicht, was ich mehr wollte: dass er weiterschliefe und bei uns blieb oder dass er aufwachte und sich in Sicherheit brachte. Ich stand hinter dem Sessel und sah zu, wie sein roter Lockenschopf im Rhythmus seines Atems bebte. Oben auf dem Hinterkopf lugte ein kleiner Fleck rötlicher Kopfhaut durch.

Ich zog einen Küchenstuhl an die Arbeitsfläche und holte das größte Glas aus dem Schrank, das ich finden konnte. Ich füllte es mit Wasser aus dem Eimer und trank einen kleinen Schluck davon, als Mom zu mir herübersah. Dann ging ich mit dem großen Wasserglas zu Dads Sessel und bezog Wache.

Ein paar Minuten passierte gar nichts, während ich dastand und so tat, als interessierte ich mich für die kahle Stelle an Dads Kopf. Dann machte er plötzlich einen seiner tiefen, röchelnden Atemzüge, sein ganzer Körper versteifte sich einen Moment, dann fing er an zu zucken und mit den Händen durch die Luft zu rudern, und aus seiner Kehle kamen erstickte Laute.

»Mom!«, rief ich, und sie ließ ihr Messer fallen und wirbelte herum.

»Patrick, wach auf«, sagte sie. Sie kniete sich vor ihn und ergriff seine Hände. Da stieß er einen Schrei aus, das merkwürdigste und unväterlichste Geräusch, das ich je von ihm gehört hatte. Wie ein Baby. Wie ein in die Enge getriebenes Tier.

»Patrick!«, sagte Mom noch einmal, dann: »Gib mir dein Wasser, Maggie.«

Ich reichte ihr das Glas, und sie hielt es an Dads Lippen. »Hier, trink einen Schluck, Patrick. Es ist schön kühl. Ja, so ist gut.«

Er schlug die Augen auf und verschluckte sich.

Mom sagte: »Schon gut, Mädchen, er hatte nur einen Schrecken.«

»Ja, einen Schrecken«, sagte Dad. So nannten sie diese Anfälle, die Dad manchmal hatte. Anscheinend hatte sein Vater die auch gehabt – Angstanfälle, die seinen ganzen Körper ergriffen, wenn er kurz vorm Einschlafen oder Aufwachen war. Er leerte das ganze Glas und schüttelte sich, um wach zu werden. Seine zerzausten roten Locken waren ganz verschwitzt.

»Schau nicht so besorgt, Mag«, sagte er und zog mich auf seinen Schoß. »Mir passiert nichts, ich bin doch Mister Sicherheit.«

Dad roch nach Tabak und Holzrauch und dem modrigen Geruch des Herbstlaubs. Ich begann, die Sommersprossen auf seinen Armen zu zählen.

»Was meinst du, habe ich genauso viele Sommersprossen auf meinen Armen, wie es Sterne am Himmel gibt?«, fragte er.

»Vielleicht sogar mehr«, sagte ich. Das sagte ich immer, und das fragte er mich immer. Solange ich seine Sommersprossen zählte, war er mein Gefangener.

Nichts Schlimmes war passiert. Er hatte nur einen Schrecken gehabt. Trotzdem machte ich mir Sorgen.



Morgens, wenn ich zum Schulbus ging, mit den Stiefeln eine Spur durch den frischen Schnee zog und Jenny schon wie ein hellblauer Leuchtturm neben dem Strommast am Highway wartete, machte ich mir Sorgen, weil Mom allein zu Hause war und weil sie die Axt so wild durch die Luft schwang, wenn sie Feuerholz spaltete, obwohl Dad sie immer ermahnte, vorsichtig zu

sein. Eines Tages würde sie sich noch den Fuß abhacken, sagte er. Und wenn wir abends wieder aus dem Bus stiegen und auf die letzte Biegung bei der windschiefen Fichte zuingen, hatte ich jedes Mal Angst, dass unser kleines Haus lichterloh brannte oder nur noch ein Haufen Asche war. Und jedes Mal, wenn es unversehrt dort stand, mit seiner abgeblättern, verblichenen Farbe und der Rauchfahne, die aus dem Schornstein stieg, spürte ich, wie die Anspannung aus meinen Muskeln wich, und ich rannte darauf zu.

Wir waren eine normale Familie; das ist unsere Geschichte. Unsere Tage bestanden aus Flussufern und Schotterstraßen, Fahrrädern und Grashüpfen. Aber sobald du Gedanken spinnst, öffnest du eine Tür. Du lockst die Tragödie an. Das hat meine Sorge mich gelehrt.